

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 221 Bydgoszcz / Bromberg, 26. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im Mai machte Hinzpeter mit seinem Teilhaber eine Reise ins Ruhrgebiet. Ein Werk hatte ihnen Kohlen angeboten zu einem Preis, der bedeutend unter dem üblichen lag, nur sollten sie sich in einem langfristigen Vertrag zu dauernder Abnahme verpflichten. Die beiden Freunde wollten an Ort und Stelle sehen, wie Ruf und Ansehen des Werkes waren, und es davon abhängig machen, ob sie die Geschäftsverbindung mit ihm aufnahmen. Sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Der Eindruck war nicht der beste gewesen, und sie wollten wegen eines augenblicklichen Vorteils nicht den Ruf ihres Unternehmens aufs Spiel setzen.

Joachim war, als er heimkam, abgespannt von der langen Bahnfahrt und merkte es zuerst gar nicht, daß Gesche anders war als sonst, unruhiger, nervöser.

Nach dem Abendessen — Joachim schälte sich einen Apfel — setzte sie sich neben ihn. „Schilt nicht, Joachim", bat sie, „daß ich in deiner Abwesenheit eine Reise ohne dein Wissen unternommen habe."

„Warum sollte ich schelten, Gesche? Bist du bei Vater gewesen?"

„Nein, bei Hanna."

Hinzpeter legte hastig den Apfel hin und sah sie bestürzt an. Unruhe und Haltlosigkeit las er in ihrem Blick.

Gesche entschuldigte sich. „Mir fiel die Reise erst ein, als du schon unterwegs warst. Schon immer bedrückte mich der Gedanke, daß ich es Hanna schuldig sei, wenn —"

„Ich bedaure, daß du mir vorher nichts davon gesagt hast. Der Besuch war zwecklos und für dich gefährlich."

„Warum?"

„Weil du viel zu schwerblütig bist, als daß du leicht an Dingen vorbeikämst, die auch einem Mann mit starken Nerven zu schaffen machen. Du wirst lange an dieser Reise tragen."

„Das werde ich."

„So erzähle doch, Kind! — Ich bin in Sorge um dich."

„Ich soll dich grüßen von Frau Wieking, Joachim."

„Frau Wieking? Hannas Mutter? Warst du gar —"

„Frau Wieking war in der Anstalt zur Pflege ihrer Tochter. Hanna ist schwer krank gewesen. Ärgste Lungenentzündung. Länger als eine Woche hat hohes Fieber in ihrem Körper gebrannt. Die Ärzte hatten sie aufgegeben, hatten die Mutter benachrichtigt —"

„Und —?"

„Hannas gesunde Natur hat dem Angriff standgehalten. Sie ist auf dem Wege der Besserung."

„Nach dem Urteil der Ärzte?"

„Und nach meinem Urteil. — Ich habe mit der Mutter an Hannas Bett gesessen."

„Was sagte Frau Wieking, als du plötzlich —?"

„Ich glaube nicht, daß ihr das Ungewohnte des Besuchs recht zum Bewußtsein gekommen ist. Sie hatte an ihre Tochter zu denken."

„Ich fürchte, Gesche, daß die Reise über deine Kräfte gegangen ist."

„Ich mußte immer daran denken, daß sie deine Frau ist."

„Gewesen ist, Gesche! Du bist meine Frau. Niemand sonst."

Gesche glitt über die Berichtigung, die für sie keine war, hinweg. „Joachim, mir ist, als kenne ich dich nun erst richtig, seit ich Hanna gesehen habe. — Sonderbar war das. Ihre Hand habe ich in der meinen gehalten. Sie trug deinen Ring, den Ehering."

„Das will doch nichts sagen. Sie weiß es wohl noch nicht oder hat es nicht begriffen, daß unsere Ehe rechtsgültig geschieden ist."

„Das Recht, von dem du sprichst, gilt nicht für Hanna. Sie weiß nichts von einer Scheidung."

„Das ist für das tatsächliche Verhältnis belanglos."

„Hanna kennt dies — tatsächliche Verhältnis nicht."

Eine Pause entstand, wo keine sein durfte. Unausgesprochenes hing im Raum, verlangte nach Klärung. Joachim legte das Obstmesser auf die Glasschale, daß sie leise klirrte. Seine Frau zog er an sich und sagte herzlich: „Du darfst dich nicht festrennen, Gesche. Wir werden uns damit abfinden müssen, daß Hanna auch weiterhin in dem Wahn lebt, meine Frau zu sein. Ihre Gedanken gehen eben Wege, die abseits von unserm Denken liegen."

„Heute nicht mehr!" Gesche sagte es mit gewollter Betonung. Den Kopf hatte sie in beide Hände gestützt und sah an ihrem Mann vorbei.

„Was sagst du?"

„Ja, Joachim, was kein Arzt für möglich gehalten hat, scheint Wahrheit werden zu wollen. Hanna ist noch sehr schwach, so schwach, daß sie nicht den Arm zu heben vermag. Ihre Hand ist wie Blei. Sie spricht wenig, und viel mehr als ein Hauchen ist es nicht. Aber das Wenige, was ich gehört habe, war so klar, wie das, was wir, du und ich, miteinander sprechen. Der Abteilungsarzt Doktor —"

„Hölting", sagte Joachim mit heiserer Kehle.

„Doktor Hölting war lange im Zimmer, um sie zu beobachten. Auf jede Frage erhielt er eine leise, aber gradlinige Antwort. Nachher sagte er: „Frau Wieking, ich wage es Ihnen nicht recht zu sagen, weil alle medizinische Erfahrung dagegen spricht: Ich stehe fast vor einem Wunder. Wenn die Besserung anhält und kein Rückschlag eintritt, habe ich eine leise Hoffnung, daß Ihre Tochter wieder gesunden kann; ich meine — auch geistig. Freilich haben wir noch mit einem großen Vielleicht zu rechnen. — Die sorgfältigste Pflege und allergrößte Vorsicht und Schonung empfahl er."

„Ich kann es nicht glauben, Gesche. Das schriftliche Gutachten, das dem Gericht eingereicht werden mußte, schloß eigentlich jeden Zweifel aus. Es ist unwahrscheinlich, daß

sich die Fachärzte getäuscht haben sollten. Ein Aufflackern wird es sein."

„Hanna wird gesund!" Fanatischer Glaube war in der Antwort.

„Was — was sagte denn Hanna unter anderem?"

„Du sollst auch das wissen. Dann wirst du selber erkennen, daß Hölting mit seiner Mutmaßung im Recht ist. Er und ich standen abseits am Fenster, als Hanna wieder einmal die Augen aufschlug; sie konnte uns nicht sehen. Die Mutter saß am Bett. Es war ganz still, wir konnten einige Sätze auffangen. „Mutter, mir ist, als hätte ich sehr lange geschlafen und immer nur von Joachim geträumt. Sehen möchte ich ihn. — Ob er bald kommt?" Wir merkten, wie die Mutter mit sich rang. Es war eine Unmöglichkeit, Hanna in diesem Augenblick, da das Leben nur an einem Fädchen hing, zu sagen, daß die Scheidung längst ausgesprochen war, daß ich, deine zweite Frau, wenige Schritte von ihr entfernt am Fenster stand. — „Sicher wird Joachim bald kommen, Hanna. Alles wird dann gut werden. Aber nun mußt du schlafen, Kind." — „Will ich auch, Mutter, will immer denken an Joachim und mich freuen." Mit seligem Lächeln schloß sie die Augen."

„Gesche, wie ist das alles unglücklich und verzerrt!"

Joachim stand auf und wanderte mit langen Schritten erregt durch das Zimmer.

„Ich sehe ja ein, daß man Hanna keine andere Antwort geben konnte. Ich denke aber nicht nur an sie, sondern auch an dich. Maßlos muß du gelitten haben."

Er blieb stehen und nahm ihren Kopf in seine Hände. „Gesche, liebe Gesche!"

Sie war mit ihren Gedanken noch immer auf dem Sachsenberg.

„Doktor Hölting meinte, daß die günstige Wirkung wohl durch das lange und hohe Fieber zu erklären sei. Das habe den ganzen Körper — und also auch das Gehirn — gewissermaßen durchglüht, neu durchblutet und umgestimmt. Das waren, glaube ich, etwa seine Worte, als Frau Wieking und ich nachher mit ihm über Hanna sprachen. Aber er betonte immer wieder, daß sie unbedingt vor jeder Aufregung bewahrt werden müsse, sonst sei ein Rückfall in die Gemütskrankheit die sichere Folge."

„Wußte er, wer du warst?"

„Wir hatten ihm alles gesagt. Trotzdem unterstrich er wiederholt die Notwendigkeit, Hanna in dem Glauben zu lassen, daß du noch ihr Mann seist. Man müsse abwarten. Augenblicklich sei sie nicht imstande, die Wahrheit zu ertragen. Mord wäre es, wenn man sie aus ihrem Glauben risse. Ich glaube, er brauchte diesen Ausdruck."

„Einmal wird Hanna es erfahren müssen!" sagte Joachim hart. Sein Ton war ein Widerhall der höhnischen Grausamkeit, mit der das Schicksal ihn anschrie.

„Nach einer Stunde habe ich mich noch einmal ins Krankenzimmer geschlichen. Ich konnte nicht gehen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. „Ist Joachim mittlerweile gekommen?" fragte die Kranke gerade. „Morgen, Hanna, morgen!" tröstete die Mutter. Ihre Lippen zitterten. Mir wankte der Boden unter den Füßen. Wie eine Verbrecherin fühlte ich mich."

„Überspitze nicht, Gesche! Die Lage ist schon mitleidlos genug, auch wenn man sie nüchtern beurteilen wollte, was wir, die wir beteiligt sind, nicht einmal vermögen. Eins bedenke aber: Nämlich, daß du keine Schuld trägst."

„Wer denn?"

„Niemand."

„Ist das sicher? Dann müßte, meine ich, das Rechenexempel aufgehen. Aber es geht nicht auf. Da mag man grübeln, wie man will."

„Du sollst nicht grübeln. Wir brauchen Gewalt, indem wir nicht mehr darüber sprechen.„

„Damit ist nichts gewonnen."

„Wir wollen noch eine Stunde in den Anlagen spazieren gehen. Es ist zwar schon spät, aber gerade die kühle Nachtluft wird uns gut tun."

Gesches Gesicht verzerrte sich zu einem Lächeln. Es war das Lächeln der Nachsicht mit dem ungefügen Mannesdenken.

„Du darfst mir glauben, Joachim, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß Hanna wieder gesund wird!"

Gesche hatte mit einer Eindringlichkeit gesprochen, als handele es sich für sie um Leben und Sterben. Joachim begriff.

„Gesche, es ist doch selbstverständlich, daß wir beide es ihr wünschen!"

„Und was wird, wenn sie geheilt aus der Anstalt entlassen wird, wenn sie wieder ist wie früher?"

„Nach deiner Darstellung, Gesche, ist eine Besserung möglich, aber noch nicht sicher. Gar schon von einer völligen Heilung zu sprechen —"

„So geht das nicht. Du weichst mir aus. Wir müssen aber klar sehen: Ich habe dich gefragt, was dann wird, wenn Hanna ganz gesundet."

„Darüber ist nichts zu reden und zu fragen. Dann wird — nichts."

„Das heißt?"

„Daß alles bleibt, wie es ist."

„Nur nach außen hin? Oder meinst du auch, daß es zwischen uns bleiben kann, wie es ist? Muß sich einer nicht vor dem andern verstecken, weil er — an Hanna denkt?"

„Du bist meine Frau, Gesche. Du wirst es bleiben. Mit keinem Gedanken werde ich dir weh tun."

„An deinem Willen zweifle ich nicht, ich meine nur —" Schluchzend hing sie an seinem Halse.

„Was meinst du, Gesche,"

„Joachim, ich habe Angst um dich."

Von einem Spaziergang sagte Joachim nichts mehr. Gesche lag haltlos auf der Sofalehne und weinte. Einen richtigen Grund für ihr Weinen konnte sie nicht angeben. Joachim fragte auch nicht mehr; er wollte nicht jede Bodenkrume mit der Warumschaufel zerfetzen. Wurzeln wollen nicht bloßgelegt sein sondern bedürfen der Ruhe. Ausweinen lassen", dachte Joachim.

Allmählich begann er, von Jessenow zu sprechen. Dem Vater, dem das Rüstzeug des Mediziners zur Verfügung stand, wollten sie alles erzählen. Auch dieser würde Gesche sagen, daß sie keine Ursache habe, sich mit Vorwürfen zu quälen.

Hinzpeter hatte recht. Der Medizinalrat sagte am nächsten Tag auch, daß aus einem Zufall keine Menschenschuld gemacht werden dürfe.

„Nerven behalten, Kind! Sich nicht verlieren. Es ist nichts geschehen, dessen du dich zu schämen hättest. Freuen wollen wir uns, wenn Joachims erste Frau wieder gesund wird. Auch du sollst dich freuen und dich nicht herumschlagen mit gewaltsam herbeigeholten Möglichkeiten. Nur das, was ist, hat Gewicht, nicht das, was sein könnte. — Übrigens ist dieser Fall medizinisch von höchster Wichtigkeit, und die Kranke vom Sachsenberg dürfte in Ärztekreisen eine kleine Berühmtheit werden. Es kommt nicht jeden Tag vor, daß eine schwere körperliche Erkrankung aufräumt mit geistigen Hemmungen. Vorfälle dieser Art werden in Fachzeitschriften spaltenlang breitgetreten."

Der Medizinalrat erläuterte und begründete Einzelfälle, und Gesche merkte nicht, daß er versuchte, Hannas Schicksal hinzustellen als einen Vorgang, der, wenn er auch nicht alltäglich war, doch keinen Anlaß bot zu der Annahme, daß die Welt — auch Gesches Welt nicht — deswegen aus den Fugen gehen müsse.

Hinter seinen Worten stand die Sorge um seine Tochter. Gesche war keine Kampfnatur, und dieser Angriff auf die Ehe mußte sie arg erschüttern. Ein Vorgang, der etwa ein Jahr zurücklag, fiel ihm ein. Tagelang war Gesche verstört gewesen, als Schorsch in seiner Harmlosigkeit damit herausgekommen war, daß er daheim in Jessenow vier junge Katzen ertränkt hatte. Es hatte geraume Zeit gedauert, bis das Vertrauensverhältnis zwischen beiden wieder hergestellt war.

In ihrem Empfinden war Gesche sehr zart. Und darauf hat er all die Jahre Rücksicht genommen. Wenn er selbst, und nicht nur von Natur aus, manchmal herauspolternd war, so hatte das seinen Grund. Er war Arzt. Und als solcher ist es oft verfehlt, den Kranken mit Zärtlichkeit zu begegnen. Auch die persönliche Behandlung ist für viele Leidende von bester Wirkung, sie ist eine gute Medizin. Das ging dem alten Herrn alles durch den Kopf. Aber

hier lag die Sache wesentlich anders. Hier mußte man behutsam vorgehen.

Der Medizinalrat wußte, daß heute mehr auf dem Spiel stand. Besorgt sah er auf Gesche, deren Hände nervös mit der Gardinenquaste spielten. Aber er war machtlos, auch als Arzt. Es gab keine Medikamente, die die Gedanken vom Sachsenberg zurückholen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Uff de Pälzer Wein-Kerwe . . .

Erzählung von **Christel Brochl-Delhaes.**

„Minchen!" sagt die Mutter. „Reiß' mal den Kalender bei! Du lieber Himmel, da sind ja ganze Wochen nit abgerisse worde — — —"

„Michaelis!" liest die Tochter mit spitzem Mund und einem kleinen, spitzbübischen Lächeln. Hinter ihr raschelt Vaters Zeitung mit einem Mal recht aufgeregt und viel zu früh. „Was sagst du?" fragt er, sich aufrichtend. „Heut' wär' Michaelis?"

„In drei Tag, Vater", vertröstet die Frau, „erscht in drei Tag! Das Mädel hat sich vergriffe — — —"

„Michaelis — —", wiederholt der Vater Münch, Georg Münch aus Dürkheim in der Pfalz, „do is jo nimmer weit bis zum Derkemer Worschtmarkt . . ."

„Derkemer Worschtmarkt? Do red'st als immer davon, nu sag' mer doch emol, was is' denn des eigentlich?" erkundigt sich Mutter Münch.

„Jo, der Worschtmarkt in Dürkheim — mir von der Palz sage als nur „Derkemer Worschtmarkt", des is unser Wein-Kerwe, des größte Fescht im Jahr, des schönschte, des — — —", er findet keine weiteren Worte, das auszudrücken, was er empfindet. „Des müßt'st emal sehe, Frau, des wär' so was für des — Minche."

„No, da fahre mer halt emol hin", sagt die Münch-Mutter und schmiedet das Eisen, solange es warm ist. „Übern Sonntag, da gibt's e Sonntagskart" und's kost' net viel — —"

Keiner von den Alten bemerkt, welch ein dummes Gesicht das Minchen für eine Weile macht. Dann aber hellen sich die ratlosen Züge merklich auf. Jemand, der „Michel" heißt und dem man doch zum Tage Michaelis unbedingt zum Namenstag gratulieren muß, mit vielen Küssen und herzlichem Drücken, der soll heimlich mitfahren. Heimlich muß es schon geschehen, denn der Mann ist dem Vater nicht recht. Aber wann wäre je ein Mann einem Vater für seine Tochter recht gewesen? D e r V a t e r müßte erst noch geboren werden —!

*

Die drei Münche sind nach Dürkheim gefahren, in der größten Rebgemeinde Deutschlands die uralte Wein-Kerwe zu begehen.

„Also da ist jetzt das Riesenfaß, ein Faß, das eine Wirtsstub' ist", erläutert Vater Münch, „das macht dem Heidelberger Faß mächtig Konkurrenz. In das Dürkheimer Faß kann man nämlich hineingehen. Da sind Stühle und Bänke drinn, und Tische, und eine Musikkapelle — — —"

Mutter Münch klammert sich ängstlich an den Arm ihres Mannes. Sie hat ja Betrieb und Menschenmassen erwartet. Aber so etwas nicht . . .

„Wo ist denn das Minchen?" jammert die Mutter mit einem Mal. „Nu haben wir des Kind verlore — —"

„No, no, Kind, mit fünfundzwanzig Jehr — —", zweifelt Vater Münch, aber es ist ihm selbst nicht recht. „Des werde mer scho' wiedersinde! Herrgott, die „Schubkärchler"! Frääche, guck emol, do gibts nu Knackwurst!"

„Wenn ich nur wüßt', wo des Minche hin is! Des Kind in däm Trubel — —"

Vater Münch aber macht sich keine großen Sorgen.

„Herrgott, der „Michelsberg"! Und der rote „Feuerberg"! Wie wär's mit einem „Schenkenböhl"? Mutter, wie wärsch's denn mit einem „Nonnengarten", he?"

Er zählt da Namen auf, die jedem trinkfrohen Kenner den Gaumen hüpfen lassen; Mutter Münch bleibt kalt. Aber eine Knackwurst möchte sie, und einen Schluck kann man auch versuchen. Also rutscht sie mit hinein auf die langen Bänke, wo alle nebeneinander sitzen, den Schoppen vor sich.

„Du Lieber, aus so'nem Ding do soll ich trinke — —?" entsetzt sich Mutter Münch und weist einen Becher zurück, der reihum geht. Aber Vater Münch hat ihn schon ergriffen und tut einen Zug von der Stelle, wo eben noch ein lachender, roter, junger Mädchenmund getrunken.

„Wo kommscht denn her, du Racker, goldisch's? Mit der Benzinchaise? Vun Mannheim? Des ischt jo nit weit — — Is' des e Wei(n), der 34er! Schlofe die Leit „immer noch so an de Saline"? Und die Gegenrede tut erstaunt: „Jo, wu solle se denn bleiwe, die hunnerdausend Leit'? An die „Limborg" gehe se, in den Haag, do kost's keene Gebihr — —"

Vater Münch hebt ein wenig seinen Blick. Die Limburg! Freilich! Da oben thronen die mächtigen Ruinen der ehemaligen Abtei, in deren Mauern im fünfzehnten Jahrhundert Abt Heinrich den großen Wallfahrtstag zur St. Michaelskapelle in Dürkheim zu einem Kirchweihfest wandelte, aus dem der berühmte Wurstmarkt dann entstand. Heut' noch sei dir Dank, wackerer Mönch Heinrich, für deine Tat! Hast auch wohl 'was vom Wein verstanden!

Einmal meint die Mutter Münch, der Vater tät' ein bißchen zuviel am „Prowiere", und sie mahnt ihn leise und freundlich. Und dann das Kind, das Minche!

„Es hot jo sei' Rückfahrkart' eingesteckt", schnorrt der Papa, „was kann em do noch passiere!"

Das Minchen aber . . . Der Michel hatte heute allerhand Vorrechte. Festtagskinder haben das immer, und der Michel war heute eines.

„Minchen, heut' wird die Festung gestürmt." Die „Festung" war der Vater Münch. „Schließlich bin ich doch nicht irgendwer, hab meine schöne Anstellung und mein Auskommen und kann schon für e' Fraa richtig sorge — —"

Das Minchen hängt ihrem Michel selig im Arm.

„Erscht fahre mer „Reitschul". Und dann haust du den „Lukas". Und dann esse mer e Knackwurscht — —"

„Nee, erscht trinke me emol e Weinche!"

„Hoscht du e durschtige Kehl — —", neckt das Minchen.

Auf der Messe ist fast kein Durchkommen. Die Schaulustigen mischen sich mit den Winzern, die zum Einkauf gekommen sind und die überall an den Ständen die neuen Werkzeuge prüfen. Dazwischen brüllen die Lautsprecher der einzelnen Buden, die Besucher in ihren Vorstellungsraum zu locken. Die Achterbahn saust durch die Luft, die Karussells drehen sich. Mitten dazwischen sind die jungen Leute, Minchen und Michel, Hand in Hand, zwei von Tausenden, denen es genau so geht . . . Jetzt trinken sie den ersten Wein. Ei, wie der die Gurgel hinunterläuft! Der Michel probiert noch einen zweiten. Aber das Minchen legt ganz sanft eine liebe Hand auf seinen rauschigen Mund und bettelt: „Nit so früh — — nachher bischt mer betrunke . . . un ich hab' des Nachsehe —" Wer könnte weiter Wein trinken, wenn das liebste Mädchen so schön bittet. Nachdem sie viele Stunden lang alles genossen haben, was auf dem Wurschtmarkt dargeboten wird, verlangt's das Minchen nach Stille. Arm in Arm stehlen sie sich aus dem Betrieb. Ach, überall ist's laut, überall sind viele Menschen. Seufzend dreht sich das Getriebe der heilkräftigen Saline. Fern und kühl winkt die „Limburg" mit ihren grünen Matten.

„Michel", sagt das Minchen, „un du mußt doch e Knackworscht esse!" Ja, der Pfälzer Wein, der hat's in sich, besonders, wenn man alltags ein nüchterner und arbeitsamer Mensch ist. Und so ziehen sie zurück in die Zeltstadt, ins Weinzelt, ins Sektzelt und wieder ins Weinzelt. Und hier wird getanzt. Eine Knackwurst in der Hand, mit der anderen das Minchen umfassend, tanzt der Michel zu den Klängen einer mächtigen Bauernkapelle. War es nun, daß Minchen schöner aussah als alle anderen Mädchen oder daß einen gerade so zum Spaß ein bißchen der Teufel ritt: kurz

um, da war einer, der sah das Minchen nicht gerade als allzufest gehalten an, und nahm dem Michel das Mädchen fort. Aber er hatte nicht mit dem Michel gerechnet.

„Papa, guck emol", sagt die Münch-Mama, die alles durch einen lieblichen, hellen Schleier hindurch sieht, „do hawe sich zwei beim Krage . . ."

Der Münch-Vater hebt ein wenig seinen Kopf und meint: „Richtig ischt des! So hab' ich's auch immer g'macht! Weischt noch, Mama, wie ich dem Buse-Karle mal das Fell gegerbt hob'? Weischt des? Un all's deinetwegen!"

Die Münch-Mama lächelt stolz und verschämt. Ja, der Papa ischt immer e Held g'wesen! Un ritterlich! Un gut!

„Gib' ihm!" zählt der Babbe aus. „So ischt's recht! Des g'hört sich nicht! Ein'm andern sei' Mädche ausspanne — — — Des ischt e Kerl, der do! Guck' emol! Nu, guck' doch bloß emol — —"

Die Münch-Mutter sagt plötzlich ahnungsvoll: „Du, Papa, der kommt mir ja so bekannt vor — — hascht denn des G'sicht net schon emol g'sehe?"

„G'sehe — — g'sehe — —?" knurrt Vater Münch und erhebt sich, nicht mehr ganz fest auf den Beinen, „nee, des nit! Aber sage will ich dem emol, daß er en Kerl is'! Der soll en Glas mit mer trinke!"

Die Münch-Mutter überlegt schon immer, woher sie denn das Gesicht kennt. Und des Mädchens Kleid — — genau wie das von dem Minchen! Aber sind nit eben alle Kleider so bunt — —?

Inzwischen ist der Vater Münch bei dem jungen Siegfried angelangt und hat ihm seine Hand auf die Schulter gehauen!

„En Kerl bischt! Gefällst mir! Komm mit dei'm Mädche e bißche an unsern Tisch — —!"

„Papa — —", kreischt da mit einem Mal eine bekannte Stimme auf, „des ischt aber e Freud' . . ."

„Minche? Jo, Mädche, un mit 'nem Schatz? — — — Des ischt e rächte Worschtmarkt-Manier."

„Och, Babbe, wennsch's bloß vor de Worschtmarkt wär'."

„Hahaha", lacht der Münch-Babbe gut gelaunt, „wirscht doch nit scho dei Herz verlore hawe — —"

„Och, Papa, als lang'. Wir wolle doch heirade — —"

„So, heirade willscht — — —?" Es ist ersichtlich, daß soviel auf einmal dem Vater Münch nicht in sein warmes Köpfchen will.

„Papa, es ischt der Michel! Mei' Schatz! Du weischt schon — — Sag' jetzt emol nix m'r dagesche!"

„Meiner Seel', jetzt sehe ich's aah — — des iß d'r jo wahrhaftig d'r Michel Bölk! Jo, so is' des nu mit der Jugend, die is' doch u'veränderlich, ob mer nu schreiwen 1895 orre 36! Jo, die Jugend un die Liebe!"

„Papa", sagt die Mama, „du hältsch'st jo e Red'!"

„Zur Verlobung!" antwortet der Michel schnell und überaus kühn.

„Minche!" kreischt die Mama und hat Tränen in den Augen.

„Johre kummen, Johre gehen", sagt der Münch-Vater tiefsinnig, „aach unsereiner war mol so jung un het de Mädcher liew g'hat und schee'n danze könne, wo der Worschtmarkt der högscht Feierdah im Johr war. Jugend hot immer's Anrecht. Do derf m'r nix zwische'rede! Prost, Mama! Die zwei han uns nit nötig — — —"

Der Michel stößt mit seinem Schwiegervater an, und das Minchen hängt der Mama am Hals. Niemand kümmert sich drum, was da geschieht, niemand fragt danach, niemand achtet darauf. Den Papa am Arm bittet dann die Mutter leise:

„'s wird Zeit! Mer wolle heimfahre — — —"

„Nee", sagt der Vater und hat schon wieder ein neues Glas vor seinem Platz. „Jetz hawe mir Worschtmarkt, un da geh' ich so schnell nit wieder heim."

„Fünf Dag' sinn des — — —", jammert klagend die Mutter.

„No, meinetwegen, fünf Dag!" schreit der Münch-Vater. „Prost, Schwiegersohn!"

Wenn Hering und Tomate verreisen . . .

Kampf dem Dosengift!

Früher hat man sich vielfach damit begnügt, die Heringe zu salzen. Oder aber sie wurden gehörig vereist. Heute, da an die Güte der Lebensmittel erhöhte Anforderungen gestellt werden, ist man nach dem Vorschlag von Lübcke-Cuxhaven dazu übergegangen, beide Verfahren nebeneinander zu empfehlen. Und trotzdem . . .

Es hat sich gezeigt, daß mit äußerster Sorgfalt gearbeitet werden muß, soll den schädlichen Bakterien endgültig der Garaus gemacht werden. Sie können nämlich eine tüchtige Kälte vertragen. Und auch eine Hitze von entsprechenden Ausmaßen. Allerdings unter gewissen Bedingungen. Wenn die Spore in einem Luftpolster in Fett- und Eiweißkörpern eingeschlossen ist, dann hält sie selbst eine Hitze von 110 Grad mehrere Stunden aus, ohne daran zugrunde zu gehen.

Wenn die Ware kühl gelagert wird, braucht die Spore einige Zeit, um zu tätigem Leben zu erwachen. Das kann in den Dosen mit sterilisiertem Fisch an die zwölf Monate dauern. Dann zersetzen sie den Inhalt und bilden gasförmige Stoffwechselprodukte. Äußerlich tritt dies dadurch in die Erscheinung, daß die Deckel der Dosen mehr oder weniger stark in die Höhe getrieben werden. Das bezeichnet der Fachmann als Bombage. Natürlich haben die Chemiker sich bemüht, die Zusammensetzung des Bombage-Gases genau zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß sie von der Art des zersetzten Stoffes abhängt. Handelt es sich um eine Vergärung von Kohlehydraten, wie dies bei mehl-, tomatenmark- oder zuckerhaltigen Aufgüssen der Fall ist, so entstehen andere Gase als bei der Zersetzung von Eiweiß. Beispielsweise bilden sich in Ölwaren weit stärkere Gifte als bei der Vergärung von Kohlehydraten.

Wo kommen nun diese hartnäckigen Bakterien her, Sie stammen vornehmlich aus dem Erdboden. Es kann geschehen, daß die Zutaten, etwa die Gewürze also, mit ihm in Berührung gekommen sind. Als im Sommer 1936 Bombage in größerem Umfang auftrat, konnte man Tomatenmark als den Überträger entlarven. Bisweilen müssen die bei der Behandlung verwendeten Geräte verantwortlich gemacht werden. Also auch hier wieder die Forderung nach allergrößter Sauberkeit bei der Arbeit!

Recht lehrreich sind die Verfahren, die man dem Obst und dem Gemüse zuteil werden läßt, wenn sie aus den heißen Ländern auf die weite Reise gehen. So bedient man sich in Südafrika in ausgedehntem Umfang der Vorkühlung. Sie ist hier für die Ausfuhr nach Übersee gesetzlich vorgeschrieben. Und zwar findet sie in staatlich betriebenen Landanlagen statt. Das erste Unternehmen dieser Art wurde 1925 im Hafen von Kapstadt errichtet. Es vermochte 1500 Tonnen Obst zu fassen. Es folgten in späteren Jahren Vorkühlhäuser in Durban, Kapstadt und an anderen Orten. Seitdem konnte die Ausfuhr von Obst dermaßen gesteigert werden, daß sie dem Wert der exportierten Diamanten gleichkommt. Wirksam sind in diesen Anlagen neben den Kältekompressoren die Venetilatoren. Die Luftbewegung, die in den zuerst erbauten Häusern noch nicht sehr stark war, hat erhöhte Bedeutung gewonnen. Die Vorkühlung der Pfirsiche dauert einen Tag, die der Birnen doppelt so lange, wenn eine Endtemperatur von nur einem Grad über Null angestrebt wird. Übrigens hat die Beobachtung ergeben, daß gewisse Pfirsiche von Kaltlagerkrankheiten bedroht sind, wenn nicht zwischen dem Pflücken und dem Kaltlagern eine Zeit von zwei bis drei Tagen verstrichen ist. Das Kapstädter Kältelaboratorium, das von Nees Davies geleitet wird, hat festgestellt, daß manche Obstsorten wie Pflaumen bei einem bestimmten tieferen Wärmegrad, beispielsweise bei fünf Grad über Null, Kaltlagerschäden erleiden, dagegen bei noch größerer Kälte, etwa bei einem Grad unter Null, völlig davor bewahrt bleiben. Die eingelassene Kaltluft kann vorübergehend für mehrere Stunden bis auf eine Temperatur von minus vier Grad abgekühlt werden, ohne daß die Früchte gefrieren.

Hn.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.